Ein Wald, der gewachſen iſt, wächſt immer fort; die einzelnen Bäume, aus denen er beſteht, entſtehen und vergehen continuirlich; ein Haus, das gebauet iſt, wird, indem es da iſt, gemach baufällig u. ſ. w.

II.

Daſein.

Die Ableitung des Begriffs des Daſeins wird alſo mißverſtanden, wenn man ſie als eine ſogenannte Erklärung betrachtet, woher das Daſein komme? Dieſe Frage betrifft ein beſtimmtes Daſein, kann mithin auch nur in ſolcher beſtimmten Beziehung beantwortet werden. Woher iſt dasjenige Daſein, welches wir Natur nennen? Woher iſt das Meer? Woher ſind die Celten gekommen? Solche Fragen fordern dann ein Eingehen auf die beſondere Vermittelung gerade dieſes Daſeins, allein die Frage, woher der Begriff des Daſeins, kann nur die allgemeine Antwort empfangen: aus dem Begriff des Werdens. Werden, ohne ein gewordenes zu werden, iſt undenkbar. Das gewordene Sein iſt Daſein. Im Daſein liegt daher der Unterſchied des Seins von ſich ſelber. Als Daſein iſt das Sein beſtimmt. Dieſe gewordene unmittelbare Beſtimmtheit nennen wir Qualität, ein Wort, das nach Prantl's Bemerkung Cicero noch zögernd für ποιότης gebraucht. Durch ſeine Qualität iſt das Daſein, ſofern es von anderm Daſein ſich durch ſie unterſcheidet, endlich. Sofern es aber den Unterſchied aufzuheben vermag, iſt es unendlich. Daſein unterſcheidet ſich von Daſein unmittelbar als das, was es iſt. Sind die Unterſchiedenen in ihrer Qualität gleich, ſo fällt ihr Unterſchied in die Quantität; wären ſie jedoch nicht in ihrer Qualität eben identiſch, ſo würden ſie nicht als homogene Größen unterſchieden werden können. Dies Daſein z. B. iſt ein Haus; dies auch; dies auch u. ſ. f. Ein Haus iſt dem andern in der Qualität, Haus zu ſein, gleich, folglich iſt es die Identität in dieſer Beſtimmtheit, wodurch es möglich iſt, ſie zuſammenzuzählen und zu ſagen: drei Häuſer. In ſeiner

Qualität hat ein Daſein gegen anderes ſeine Grenze. Seine Grenze iſt von ſeinem Daſein nicht verſchieden. Wenn wir die Grenze denken, ſo denken wir zugleich die Qualität. Ein Haus unterſcheidet ſich von dem Boden, auf welchem es ſteht, von dem Hauſe, neben welchem es ſteht, durch ſeine Steine, Balken, Bretter, die gerade ſo zuſammengefügt ſind. Wo dieſe Steine, Balken, Bretter, in dieſer Form des Zuſammenſeins aufhören, da hört auch das Haus auf; da fängt der Boden, da fängt das andere Haus an. Grenze iſt das beſtimmte Nichtſein eines Daſeins. Wird die Grenze aufgehoben, ſo entſteht das Unendliche, denn der Unterſchied des Daſeins iſt in dem Aufheben der Grenze ſelbſt aufgehoben. Es verſteht ſich, daß er auch wieder geſetzt werden kann. Wie dies geſchieht, hängt von der Qualität des Daſeins ab. Wenn die Wörter Endlichkeit und Unendlichkeit ausgeſprochen werden, ſo nehmen ſie für Viele heutzutage durch eine gewiſſe Richtung des theologiſchen Sprachgebrauchs eine religiöſe Färbung an, von der man jedoch abſtrahiren muß, ſich die wiſſenſchaftliche Unbefangenheit zu erhalten.

Qualität.

Sein als beſtimmtes Sein iſt Daſein. Daſein iſt durch Werden des Seins vermitteltes Sein. An ſich aber iſt es unmittelbar, was es iſt. In ſolcher Unmittelbarkeit, die es von anderm Daſein unterſcheidet, nennen wir es Qualität. Was daher das Qualitative ſei, kann man nicht unmittelbar ſagen. Oder vielmehr; wir können es wohl durch ein Wort bezeichnen, ſoll jedoch, was unter ihm zu verſtehen ſei, auseinandergeſetzt werden, ſo iſt dies nur möglich durch Eingehen auf den Zuſammenhang, in welchem dies Qualitative mit Anderem ſteht; ein Zuſammenhang, der eben das Werden des als unmittelbar erſcheinenden Daſeins enthält. Wenn alſo nur bei dem einfachen Worte ſtehen geblieben wird, ſo iſt daſſelbe freilich nur ein Zeichen, in welchem nichts von der Qualität ſelber vorkommt, die mit ihr ausgedrückt werden ſoll und nur onomatopoetiſche Wörter, welche ſich auf die Nachahmung von Tönen

beziehen, haben einen Anklang an die Qualität ihres Inhalts. Sonſt aber kann das Wort nicht fühlen laſſen, was durch es geſagt wird. Dies iſt von Platon im Kratylos ſchon hinreichend nachgewieſen worden. Das Wort ſüß kann nicht ſüß ſchmecken; das Wort grün kann nicht grün ausſehen; das Wort gut kann nicht gut ſein u. ſ. f. Inſofern iſt das Qualitative unſäglich. Menſchen, die nicht an Nachdenken gewöhnt ſind, lieben daher auch, die Unſagbarkeit, oder emphatiſcher, die Unausſprechlichkeit ihrer Gefühle zu verſichern, während alle höhere Bildung darauf beruhet, dem Gefühl durch die Sprache zur Darſtellung zu verhelfen. Die Herrſchaft des Gebildeten über den relativ Ungebildeten liegt zum Theil in dem Zauber, daß er für ihn ausſpricht, was er fühlt. Dies Ausſprechen muß ſich aber in die Vermittelung deſſen einlaſſen, was, als ein Unmittelbares erſcheinend, doch ein gewordenes Daſein iſt. Wenn es alſo nicht Schuld der Sprache, ſondern der Bildung iſt, das Was nicht ſagen zu können, ſo muß man doch vor dem Irrthum ſich hüten, als könnte das Einfache einfach geſagt werden, denn, daß es dies nicht kann, liegt in dem Begriff des Daſeins, ſofern er das Werden in ſich aufhebt. Man ſoll z. B. ſagen, was Oxygen ſei, ſo iſt dies unmöglich, ohne wieder andere Qualitäten einzumiſchen. Oxygen iſt alſo ein Gas, das geruch- und geſchmacklos iſt, ein ſpecifiſches Gewicht hat und in welchem andere Körper mit ſtärkerem Glanz und größerer Hitze, als in athmoſphäriſcher Luft, verbrennen. Es iſt ſchwerer, als Hydrogen, aber leichter als Waſſer. Wenn man dieſe Beſtimmungen durchgeht, ſo erkennt man leicht, daß man, um, was Oxygen ſei, ſagen zu können, den Begriff vieler andern Qualitäten vorausſetzen müſſe, wie, was Gas, was ſpecifiſche Schwere, was Farbe, Geruch, Verbrennlichkeit ſei. Iſt aber, falls dies geſchieht, was Oxygen ſei, wirklich geſagt? Iſt das einfache chemiſche Radical, das wir mit dieſem Wort benennen, damit in ſeiner Qualität erreicht? Kann man nicht behaupten, daß man, was das Oxygen eigentlich ſei, doch damit noch nicht wiſſe? Dieſer Rückzug auf das Nichtwiſſen iſt ſehr beliebt, um recht gründlich zu erſcheinen und wird bald als Aeußerung tiefſinniger Forſchung, bald als Bekenntniß menſch-

licher Schwäche und frommer Demuth verehrt. Es verſteht ſich, daß dies in beſtimmten Fällen auch wirklich möglich iſt; oft aber betrügt man ſich damit, indem man, was man eben geſagt hat, vergißt und den Begriff der Sache außerhalb derſelben ſucht. Man beſchreibt z. B. das Oxygen in ſeinem Verhältniß zu den übrigen chemiſchen Radicalen, unterſcheidet ſein Daſein genau von Hydrogen, Azot u. ſ. f., leugnet aber plötzlich, damit ſeine Qualität beſchrieben zu haben. Wäre dies wahr, ſo würde man es gar nicht von andern Radicalen unterſcheiden können, allein zugleich erhellt, daß es nur in ſeinem weitern Zuſammenhang als ein in ſich Einfaches erfaßt werden kann. Was ſetzt nicht der Begriff des Chemiſchen, von welchem es nur ein Moment ausmacht, ſchon Alles voraus! An ſich alſo iſt es unmittelbar, was es iſt, nicht aber iſt ſeine Unmittelbarkeit ohne Vermittlung. Der mathematiſche Punct iſt für die Linie ein unmittelbares Daſein, aber an ſich iſt er vermittelt, denn er iſt diejenige Beſtimmung des Raums, von welcher urſprünglich alle Geſtaltung in demſelben ausgeht. Er ſetzt ſich alſo den Begriff des Raums voraus und iſt von dieſer Seite ein gewordenes Daſein. Wird dies Werden beſchrieben, ſo wird damit die Qualität des Punctes beſchrieben. Die Qualität als ſolche iſt immer einfach, aber je höher ſie ſteht, um ſo mehr Vermittlungen ſchließt ſie in ſich und um ſo ſchwieriger, allein nicht unmöglich, wird es, ſie auszudrücken. Was das Leben, was der Geiſt, was Gott ſei, kann nicht ſo einfach geſagt werden, als die Ungeduld oberflächlicher Menſchen es erwartet. Wenn man zwiſchen dem Daß und dem Was ſein in der Art unterſcheidet, daß zwar das erſtere, nicht aber das zweite uns bekannt ſein ſoll, ſo täuſcht man ſich hierbei, wenigſtens in Anſehung des Begriffs der Qualität. Wenn wir ſagen, wir wüßten zwar, daß Gott, allein nicht, was er ſei, ſo leuchtet ein, daß wir das Erſtere gar nicht ſagen könnten, ohne Gott von anderm Daſein zu unterſcheiden. Unterſcheiden wir ihn aber, ſo müſſen wir auch ſeine Qualität ſetzen. z. B. dasjenige Daſein zu ſein, welches allein das ſchlechthin durch ſich ſelbſt gewordene und werdende iſt. Gott wird, was er iſt, durch ſich ſelbſt.

Anderes.

Sein überhaupt unterſcheidet ſich von ſich als Nichtſein; Werden als Entſtehen und Vergehen; Daſein als Anderes gegen Anderes. Andersſein iſt der Unterſchied des qualitativen Seins. Farbe iſt ein Anderes, als Geruch. Grün iſt eine andere Farbe als gelb. Langſam iſt eine andere Geſchwindigkeit als ſchnell. Der gute Wille iſt ein anderer als der böſe. Die republicaniſche Verfaſſung iſt eine andere, als die monarchiſche u. ſ. w. Aber auch in der bloßen Unmittelbarkeit iſt ein Daſein ein anderes, als ein anderes. Dieſer Apfel iſt ein anderer, als jener; dies Sandkorn ein anderes, als jenes u. ſ. w. Das Verhältniß von Anderem zu Anderm beſteht daher darin, daß es an ſich *real* und durch ſeine Realität für Anderes *reell* iſt. Real iſt das in ſich Beſtimmte. Was keine Qualität hat, kann nicht real ſein. Das Reale liegt in der Unterſchiedenheit des Daſeins vom Daſein und dieſe Unterſchiedenheit liegt wieder in ſeiner unmittelbaren Beſtimmtheit. Dem Realen ſteht inſofern das *Ideale* gegenüber, als darunter der *Begriff des Realen* verſtanden wird. Wäre das Ideale nicht, obwohl in der Form des Begriffs, das Reale, ſo wäre es nicht ideal. Ein Ideal, *das nicht realiſirt werden könnte*, wäre ein ſchlechtes Ideal, eine Fiction, eine utopiſche Vorſtellung, ein müßiges Poſtulat. Das wahrhafte Ideal, der Begriff der Qualität, durch welche ſich ein Daſein von anderm wirklich unterſcheidet, iſt nicht blos die unbeſtimmte Möglichkeit, ſondern die Nothwendigkeit der Sache ſelbſt; es hat in ſich die Kraft ſeiner Realiſirung. *Reell* aber iſt das Reale in ſeiner beſtimmten Beziehung auf anderes Daſein. Das Papiergeld eines Staats iſt ſo lange reell, als ſeine Baarfonds daſſelbe zu realiſiren vermögen. Die Qualität des Metallgeldes iſt die Realität, auf deren Daſein die Reellität ſeines Credits für die Emiſſion von Werthpapieren beruhet. Ein Gaſtwirth kann eine reelle Bedienung verſprechen, ſofern er alle Realitäten beſitzt, die von ſeinen Gäſten vorausgeſetzt werden können. In Oeſtreich lieſt man an Maueranſchlägen und in Zeitungen das Ausgebot von Realitäten d. h. von ländlichen Gutsherrſchaften, deren reeller Werth in einer Summe von

Gulden angegeben wird; im Werthe drückt ſich das Verhältniß nach Außen hin aus, was in dem Realen, in den Wäldern, Wieſen, Aeckern, Schaafherden u. ſ. w. enthalten iſt. Wir rühmen die reellen Kenntniſſe eines Menſchen, ſofern ſie durch ihre Realität eine Beſtimmtheit haben, welche ſie mit Zuverläſſigkeit zu einer ſichern Anwendung befähigt. Das Reelle iſt folglich das Reale ſelber, allein in der Beziehung auf anderes Daſein. Dem Reellen ſteht das Ideelle ſo gegenüber, wie dem Realen das Ideale. Ideell wird das Reale, ſofern es in einem andern Daſein ſich reell bewährt, damit aber die Selbſtſtändigkeit ſeines Unterſchiedes von demſelben aufhebt und ſich in ihm als ein Moment (movimentum) ſetzt. Das Ideelle iſt ein Reales, das ſich als reell bethätigt. Allein gerade durch die Realiſirung in einem Andern verſchwindet ſein Unterſchied von demſelben und wird es ſeiner Einheit integrirt. Ein Stück Zucker iſt ein Reales, das ſich von anderm Daſein z. B. Waſſer unterſcheidet. Wird der Zucker in das Waſſer geworfen und darin aufgelöſt, ſo iſt er nicht mehr an ſich als ein ſelbſtſtändiges Daſein, wohl aber reeller Weiſe im Waſſer vorhanden. Sein reelles Verhalten zu demſelben beſteht darin, es ſüß zu machen. Eben deswegen iſt nun der Zucker im Waſſer auch ideell geſetzt; er iſt zu einem Moment deſſelben geworden; er iſt in die Einheit deſſelben übergegangen. So iſt im Begriff des Werdens das Sein und Nichtſein ideell geſetzt; daß dies ideelle Daſein das reelle in ſich ſchließt, zeigt ſich in der Realität des Seins als entſtehendem, in der Realität des Nichtſeins als vergehendem Werden. Im Lebendigen iſt die Materie als ein ideelles Daſein geſetzt. Albumin, Protein, Fibrin, Caſein, ſind Realitäten, aber das Leben ſetzt ſie in ſich zu bloßen Momenten herab. In der Erinnerung iſt die Vergangenheit ideell enthalten. Sie iſt nicht als ſelbſtſtändiges Daſein, als unmittelbare Realität darin gegenwärtig, ſondern als fortwirkende Vorſtellung. Wie reell dies ideelle Daſein ſich verhalte, können wir darin erkennen, daß wir durch die Erinnerung des Vergangenen, obwohl es nicht mehr unmittelbar da iſt, heiter oder düſter, zufrieden oder ärgerlich u. ſ. f. geſtimmt werden können. Der Begriff des Ideellſetzens iſt daher ein ſehr wichtiger; der Ausdruck: ideeller

Weiſe hingegen, ſoll in der Regel nur bezeichnen, daß wir uns etwas nur ſubjectiv vorſtellen.

Mit den Ausdrücken Idealismus und Realismus wird in unſerm Zeitalter ein großer Unfug getrieben. Weil der Idealismus in einigen Richtungen zum Nihilismus wurde, ſo haben Viele eine Scheu bekommen, ſich zum Idealismus zu bekennen, der, als wahrhafter, den Realismus in ſich ſchließt. Sie beeifern ſich, dem Publicum die Verſicherung zu geben, eine realiſtiſche Philoſophie zu lehren. Realismus! Das iſt das Loſungswort, das ſie bis zum Heiſerwerden ausrufen. Dem materialiſtiſchen Zeitalter, deſſen Denken hauptſächlich nur auf Rechnen ſich beſchränkt, klingt der Name Realismus viel angenehmer, als der des Idealismus, der ihm zumuthet, über die Erſcheinung ſich zu erheben und wohl gar ſo grob iſt, ihm ein ethiſches Ideal vorzuhalten, das von ihm längſt als ein ſehr unreeller Wahn verlacht wird.

Etwas.

Das Daſein wird zum Etwas, indem es durch ſeine Qualität ſich nicht nur auf ſich, ſondern zugleich auf Anderes bezieht, das es von ſich als ſein Nichtſein durch ſeine Qualität ausſchließt. Das Daſein iſt dies beſtimmte in ſich ſelbſt; eben deswegen iſt es nicht dies andere. Seine Qualität iſt es, die es von anderm Daſein unterſcheidet, aber ſie iſt es auch, durch welche es ſich auf anderes Daſein bezieht. Im Etwas, aliquid, wird das Was, das τὸ τὶ ἔϊναι, das quid, zur identiſchen Doppelbeziehung auf ſich und Anderes. Wir unterſcheiden daher in der Sprache das Etwas vom unmittelbaren Daſein. Wir hören z. B. von einem Gerücht. Das Daſein des Gerüchtes iſt aber von dem Daſein ſeines Inhalts unterſchieden. Als ein umlaufendes iſt es ſelbſt eine Realität, die ſich aber wieder auf ein anderes Daſein bezieht. Wir fragen daher wohl: ob etwas an dem Gerücht ſei? Wir unterſcheiden in der Sprache auch das Etwas von dem Nichts als dem Nichtſein einer beſtimmten Realität. Wir fragen z. B. ob Jemand noch nichts geworden ſei? Nichts werden heißt hier nicht zu Nichtswerden, ſondern nicht etwas werden. Etwas werden bezeichnet, daß ein

Daſein durch die in ihm entſtandene Qualität ſich von anderm Daſein unterſcheidet; die Qualität gibt ihm die Realität, durch die es als dies beſtimmte ein anderes gegen Anderes iſt. Jemand iſt etwas geworden, bedeutet nicht, daß er überhaupt geworden; ſein Daſein vielmehr wird ſchon vorausgeſetzt; es bedeutet, daß ſein Daſein in Verhältniß zu anderem ſich durch eine beſondere Qualität unterſchieden hat. Jemand iſt Tiſchler geworden, ſo iſt er nunmehr Etwas, denn Tiſchler ſind nicht alle Menſchen, nur einige. Als Tiſchler, was er für ſich iſt, bezieht er ſich nun gerade auf die Andern. Menſchen, die ſich nicht durch ſich ſelbſt von den übrigen unterſcheiden, die ſich nicht ſelbſt zu Etwas gemacht haben, wünſchen daher ſehnlichſt einen Titel, um doch „diſtinguirtere" Perſonen werden zu können. Einen ſolchen Titel nennt man auch Charakter. Die Zeitungen melden, daß der Fürſt N. N. dem und dem den Charakter eines Hofraths u. dgl. beigelegt habe. Nun iſt ein ſolcher doch auch Etwas geworden. Sehr merkwürdig, aber ganz folgerichtig, iſt, daß Etwas auch den Nebenſinn der Realität hat, die an das Nichts angrenzt, denn als Etwas iſt ein Daſein eben von anderem auf beſtimmte Weiſe unterſchieden. Und dieſe Beſtimmtheit liegt in der Qualität, weshalb die Quantität gering ſein kann und Etwas für wenig gebraucht wird. Wenn wir fragen, ob Jemand wohl noch etwas Vermögen habe, ſo iſt das Etwas eben noch nicht Nichts. Das Etwas iſt gerade noch Daſein genug, es vom Nichts zu unterſcheiden. Etwas Vermögen iſt immer noch Vermögen. Auch ſetzen wir zum Etwas die Qualität des Daſeins hinzu, denn das Etwas überhaupt iſt ein Abſtractum. Wir ſagen alſo: etwas Geld nehmen; etwas Kopfſchmerz haben; etwas gefährlich ſein u. ſ. w. Setzen wir das Abſtractum ſchlechthin, ſo iſt das Qualitative, was bei ihm ſupplirt werden muß, ſchon vorausgeſetzt. Wenn ein Bettler den andern fragt, ob er etwas erhalten habe, ſo weiß dieſer ſchon, um welche Qualität es ſich handelt.

Endlichkeit.

Etwas iſt durch ſeine Qualität ein Anderes gegen ein Anderes. Dies aber iſt eben ſo wohl als ein Anderes an ſich

Etwas. Es iſt auch qualitativ in ſich beſtimmt. Das eine Etwas hört auf, wo das andere anfängt; es fängt an, wo das andere aufhört; das andere Etwas verhält ſich zu ihm auf gleiche Weiſe. Etwas iſt, dem Etwas gegenüber, endlich. Das Endliche hat daher in ſeiner Qualität ſeine *Beſtimmung*, ſofern es durch ſie zu anderm Daſein ein beſtimmtes Verhältniß einnimmt. Etwas *qualifizirt ſich zu Etwas*, weil ſein Daſein ganz unmittelbar dies andere Daſein in ſich enthält. So wenig aus dem Nichts Etwas werden kann, ſo wenig kann Etwas zu Etwas beſtimmt werden, was es nicht ſchon an ſich iſt. Beſtimmung, destinatio, iſt daher nur die Beſchreibung der Qualität eines Daſeins in Bezug auf anderes Daſein und deſſen Qualität. Wenn wir von einem Menſchen ſagen, daß er zu einer Kunſt beſtimmt ſei, ſo hat er von Natur ganz unmittelbar die Anlage dazu. Es iſt ſeine Qualität, Maler oder Muſiker zu ſein; daher kann er Maler oder Muſiker werden; wäre er es nicht ſchon an ſich, ſo könnte er es nicht werden. Ihn zum Künſtler zu beſtimmen, ohne daß er urſprünglich die Anlage dazu hätte, wäre vergeblich. Das Auge hat die Beſtimmung, zu ſehen, weil es im Licht ſeine Qualität hat; es iſt lichtgierig. Wir *geben* einem Daſein wohl von Außen her eine Beſtimmung, die ſomit als zufällig erſcheint; das Daſein *empfängt* ſie in ſich und daſſelbe Etwas kann verſchiedene Beſtimmungen erhalten. Allein es wird die Qualität der Beſtimmung doch immer durch die Qualität des Daſeins bedingt bleiben. Einem Diamanten kann man die Beſtimmung geben, als Schmuck eines ſchönen Halſes zu prangen, denn er hat die Qualität, im Licht als der glänzendſte Stein zu funkeln; man kann ihm auch die Beſtimmung geben, Glas zu ſchneiden, denn er hat die Qualität, der härteſte Stein zu ſein, der, indeſſen er jeden Stein ritzt, von keinem andern geritzt wird. Ohne ſeinen Glanz würde er nicht jene, ohne ſeine Härte nicht dieſe Beſtimmung empfangen können.

Wenn ſich Etwas *verändert*, ſo geht es in ſich dazu über, ſeine Qualität in einer beſtimmten Beziehung zu ſetzen. *Etwas wird zu etwas Anderem*, weil es an ſich ſchon dies Andere iſt. Es verändert ſich *in ſich*, weil es durch ſeine Qualität zu

einem ſolchen Andersſein beſtimmt iſt. Kleines wird groß z. B. durch Wachsthum; Eiſen wird magnetiſch z. B. durch den galvaniſchen Strom u. ſ. w. Das Verhältniß der Qualität zur Beſtimmung nennen wir Beſchaffenheit, aptitudo, indoles sive natura. Die Beſchaffenheit von Etwas kann nur durch anderes Daſein zur Erſcheinung kommen. Weil etwas dieſe Qualität hat, zeigt es in beſtimmter Beziehung dieſe Beſchaffenheit. Wie Etwas beſchaffen ſei, kann daher nur durch ſein Verhältniß zur Qualität von anderm Daſein erhellen. Im Verhältniß zum Licht iſt das Auge eben ſo beſchaffen, daſſelbe als das ihm homogene Element aufzunehmen. Im Verhältniß zum Licht iſt der Diamant ſo beſchaffen, zu funkeln; im Licht erſt wird er glänzend, wie das Auge ſehend. Wir lieben deswegen, die Qualitat von Etwas durch die verſchiedene Beſchaffenheit zu beſchreiben, die es nach verſchiedenen Seiten hin zeigt, während es doch an ſich immer daſſelbe iſt. Wir ſollen z. B. ſagen, was Gold ſei, ſo werden wir ſagen, es ſei ein Metall, das in Verhältniß zur Schwere eine große ſpecifiſche Schwere, in Verhältniß zum Licht eine warmgelbe Farbe, in Verhältniß zur Cohäſion außerordentliche Dehnbarkeit, in Verhältniß zum Feuer Beſtändigkeit, in Verhältniß zum Sauerſtoff Unangreifbarkeit zeige. Dieſe verſchiedenen Beſchaffenheiten drücken nur die Eine Qualität Gold aus. Weil das Gold ſo außerordentlich dehnbar, weil es unoxydirbar iſt, können andere Metalle mit ihm überzogen werden und kann man es z. B. beſtimmen, die Spitzen von Blitzableitern zu ſchützen. Wir geben ihm dieſe Beſtimmung, weil ſeine Beſchaffenheit ſie möglich macht. Wenn ein Stück Gold zur dünnen Fläche geſchlagen iſt, ſo hat es ſich in ſeiner Geſtalt verändert. Erſt war es ein Stück, nun iſt es unter dem Hammer des Goldſchlägers ein breites Blatt geworden. Hat es ſich aber an ſich verändert? Iſt es als Blatt weniger Gold als zuvor? Keineswegs, ſondern, weil es ſo außerordentlich dehnbar, hat es nur die Beſchaffenheit ſeiner äußeren Geſtalt verändert.

Beſtimmung und Beſchaffenheit von Etwas fallen daher in ſeiner Beſtimmtheit, determinatio, zuſammen. Beſtimmtheit iſt die Qualität von Etwas, kraft welcher es ſein Daſein im Kreiſe ſeiner Beſtimmung nur durch ſeine Beſchaffenheit zu behaupten

vermag. Wozu es bestimmt ist, liegt in seiner Qualität. Wie es beschaffen ist, liegt auch in seiner Qualität. Eben darum unterscheidet es sich von anderm Dasein durch seine Bestimmtheit, die es auf diese Bestimmung einschränkt und die es, in Verhältniß zu anderm Dasein, gerade so beschaffen zeigt. Die Bestimmtheit des Diamanten erlaubt nicht, ihm eine andere Bestimmung zu geben und seine Beschaffenheit zu ändern. Bestimmung und Beschaffenheit, in denen sich die Bestimmtheit von Etwas ausdrückt, müssen einander entsprechen. Eine für Etwas unpassende Bestimmung kann es nicht erfüllen. Der Esel kann nicht Lauten schlagen. Wenn Etwas nicht mehr so beschaffen ist, seine Bestimmung erfüllen zu können, so hört auch seine Bestimmtheit, wodurch es von anderm Dasein sich unterscheidet, auf. Es kommt dabei auf die ursprüngliche Qualität von Etwas an, welche Beschaffenheit ihm nach dem Verluste einiger noch bleiben und wozu es in Folge derselben noch bestimmt werden kann. Wenn ein hölzerner Stuhl zusammenbricht, so kann er nicht mehr die Bestimmung erfüllen, uns zum Sitzen zu dienen; da er aber ursprünglich Holz ist, so können wir ihn noch verbrennen. Allein damit ist nun auch dies Etwas in dieser Bestimmtheit verschwunden. Eine Landstraße, die voller Löcher ist, kann durch eine solche Beschaffenheit ihre Bestimmung, den Verkehr zu erleichtern, nicht mehr erfüllen; im Gegentheil, sie erschwert ihn; Menschen, Pferde, Wagen, bleiben in ihr stecken. Sie hat damit ihre eigene Bestimmtheit verloren, sie ist keine Straße mehr und man sieht, wie der Transport neben ihr sich einen andern Weg sucht. Aber die Bestimmtheit, weil sie die Schiedlichkeit von Dasein und Dasein, ist allerdings auch eine Beschränkung des Etwas. Dieser höchst einfache Begriff ist es, den auch Spinoza mit den Worten: omnis determinatio est negatio, hat bezeichnen wollen. Kaum ist es verständlich, daß man die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hindurch diese simple Wahrheit so oft als eine der tiefsinnigsten Stützen der Speculationen, als eine Ueberschwänglichkeit philosophischer Forschung, bis zum Ekel wiederholt hat. Die Determination ist eine Negation, sofern Etwas Anderes von sich ausschließt und selbst von diesem Andern, weil es selber auch ein Etwas, ebenfalls ausgeschlossen wird. Ist denn aber die De-

termination nicht auch Poſition? Omnis determinatio est positio iſt gerade ebenſo richtig. Omnis negatio est determinatio läßt ſich dagegen nicht ſagen, weil die bloße Verneinung noch keine poſitive Beſtimmtheit ſetzt. Sie ſetzt nur die Unbeſtimmtheit, außer da, wo die Negation eine conträre iſt. Wenn ich ſage: N. N. iſt nicht krank, ſo liegt darin freilich, daß er geſund iſt; oder wenn ich ſage: N. N. iſt nicht hier, ſo iſt er freilich anderwärts, ohne daß in dem nicht Hier das beſtimmte andere Wo angegeben wäre. Beſtimmtheit iſt höher, als Unbeſtimmtheit, wie Platon ſchon in Philebos den Vorzug des πέρας vor dem ἄπειρον ἀπέραινον auseinandergeſetzt hat. Die Beſchränkung, die in der Beſtimmtheit liegt, iſt es, durch welche Endlichkeit (finitas) möglich wird. Weil Etwas dieſe Qualitäten hat, iſt es ein Anderes, als ein Anderes, ein aliud aliud, ein ἄλλο als ein ἕτερον. Es endet, wie oben ſchon geſagt wurde, wo ein anderes anfängt. So weit iſt der Begriff des Endlichen richtig, allein er wird ſofort falſch, ſobald man das Negative der Beſchränkung als ein nicht ſein ſollendes Daſein nimmt. Wenn die Beſtimmtheit, weil ſie eine Negation, das Schickſal nur des Nichtſeins verdiente, ſo wäre ihr Daſein ſelbſt ein Ueberfluß und man müßte mit Mephiſtopheles urtheilen, daß Alles, was entſteht, werth ſei, zu Grunde zu gehen und daß es demnach beſſer wäre, wenn überhaupt nichts entſtände. Was iſt denn die Subſtanz Spinoza's, wenn alle Beſtimmtheit, weil ſie ein Negatives, aufgehoben wird, anders, als das unterſchiedloſe, unbeſtimmte Sein und Denken? Man hat in den Streitigkeiten über den Begriff der Perſönlichkeit Gottes die Folgen dieſer einſeitigen Auffaſſung geſehen. Gott ſollte nicht als Perſon gedacht werden können, weil er damit, uns und der Natur gegenüber, als ein unterſchiedenes Daſein exiſtiren müßte. Mit ſolcher Beſtimmtheit ſei aber die Negation und die Endlichkeit in ihm geſetzt, die ſeinem Begriff, in ſich unendlich zu ſein, widerſprächen. Welch' ein ſeichtes Raiſonnement! Wenn allerdings die Beſtimmtheit des göttlichen Daſeins eine nur ſinnliche wäre, ſo würde die Natur, ſo würden wir ſelbſt Gott beſchränken, ſo würde ſeine Perſönlichkeit nicht das Daſein der Natur wie unſer eigenes durchdringen können. Als Geiſt aber iſt Gott frei von der Beſchränkung durch

die Natur und durch die Geſchichte. Als Geiſt muß er jedoch, um Gott ſein zu können, ein beſtimmter ſein, wie z. B. unerſchaffen, allwiſſend, allgegenwärtig u. ſ. w. Dieſe Prädicate gehören ſeiner Qualität an. In ihnen beſteht die Eigenthümlichkeit ſeiner Perſönlichkeit uud in ſofern ſind ſie, durch welche er der Abſolute iſt, auch für ihn eine Beſchränkung ſeines Daſeins. Er kann nicht nicht allgegenwärtig ſein, wohingegen wir z. B. obwohl wir auch Geiſt ſind, doch nicht allgegenwärtig, allwiſſend u. ſ. w. ſind. Die Einzigkeit Gottes, die ihn in jenen Prädicaten von uns abſchränkt, ſind nicht ein Mangel, ſondern eine Vollkommenheit ſeines Weſens, die es ihm möglich macht, weder an der Natur noch an uns eine Schranke zu haben. Für ihn aber conſtituiren ſie ſeine Individualität.

Grenze und Schranke.

Endlich iſt alſo, was entſteht und vergeht. Es entſteht aber nur, was ein beſtimmtes Daſein iſt. Weil es beſtimmt iſt, kann es ſich verändern. Die Art und Weiſe ſeiner Veränderlichkeit hängt von ſeiner Qualität ab. Durch ſie hat es die Beſtimmung, als Etwas zu etwas Anderem zu werden, aber das Andersſein, zu welchem es wird, liegt ſchon in der Unmittelbarkeit ſeines Seins, ſo daß es nach Außen hin, in Verhältniß zu anderm Daſein, in ſeiner verſchiedenen Beſchaffenheit doch die nämliche Qualität zeigt. Der Begriff der Beſtimmtheit iſt daher zwar in dem Begriff der Endlichkeit enthalten. Das Endliche iſt immer auch ein Beſtimmtes. Allein es iſt ein Irrthum, das Beſtimmte zugleich immer auch für ein Endliches zu nehmen, denn es kommt auf die Natur des Beſtimmten an, ob es, als ein ſolches, auch ein Endliches ſei. Das Beſtimmte kann auch, wie wir ſehen werden, in ſich unendlich ſein. Es entſtehen die gefährlichſten Mißverſtändniſſe, alle Determination nur als Negation zu ſetzen und dem Begriff des Endlichen den Makel aufzudrücken, als ob es, weil es ein beſtimmtes, ein nicht ſein ſollendes Daſein wäre. Man hat ſich angewöhnt, das Endliche mit einer gewiſſen Verachtung zu mißhandeln, während man doch nur die falſche Entgegenſetzung des Endlichen gegen das wahrhaft Unendliche bekämpfen ſollte. Wir ſagen: endliche Intereſſen. Gewiß gibt es deren und zwar

ganz berechtigte, die an ſich gar keinen Tadel verdienen. Erſt dann fordern ſie denſelben heraus, wenn ſie ſich einem höhern, in ſich unendlichem Intereſſe hemmend entgegenſetzen. Erwerb von Eigenthum z. B. iſt nicht nur erlaubt, ſondern nothwendig, weil es ein Mittel zur Befreiung unſerer Perſönlichkeit wird. Eigenthum iſt als ein beſtimmtes Daſein in Acker, Thieren, Häuſern, Geld u. ſ. w. etwas Endliches. Allein erſt, wenn dieſe Endlichkeit ein Hinderniß für die Verwirklichung höherer Pflichten würde, dürfte man ſie als eine bloße Endlichkeit zurückweiſen. So ſagen wir: endlicher Verſtand, allein der Verſtand iſt eine nothwendige Function. Er iſt die Kraft der einfachen Beſtimmtheit in unſern Begriffen. Er iſt, als der Horos des Denkens, vollkommen berechtigt. Verdient er alſo an ſich, geſchmäht zu werden? Gewiß nicht. Nur dann erſt kann ihm der Vorwurf der Endlichkeit nicht erſpart werden, wenn bei ſeinen Beſtimmungen ſtehengeblieben und ihretwegen die Vernunft verleugnet werden ſoll.

In der Beſtimmtheit von Etwas liegt ſeine Grenze, denn ſie iſt es, die es affirmativ von Allem, was es nicht iſt, unterſcheidet. Grenze, finis, iſt auch Ende von Etwas, denn wo ſeine Beſtimmtheit nicht mehr iſt, hört es ſelber auf und fängt etwas Anderes an. Ob wir ſagen, daß Etwas ſein Ende oder daß es ſeine Grenze erreicht habe, iſt daſſelbe. Die Grenze aber iſt nicht blos Ende überhaupt, ſondern Ende als Verhältniß des Etwas durch ſeine Beſtimmtheit zu ſeinem Nichtſein. Wo ein Land ſeine Grenze hat, da hört es auf, eben deshalb aber grenzt es hier an etwas an, worin es nicht mehr iſt und was ſeinerſeits eben ſowohl ſeine Grenze ausmacht. Die Pyrenäen ſind ebenſowohl Spaniens Grenze gegen Frankreich, als Frankreichs gegen Spanien; der Manchecanal grenzt Frankreich ebenſowohl von England als England von Frankreich ab; der Rhein, welcher den Elſaß von Baden ſcheidet, ſcheidet Baden eben ſo ſehr vom Elſaß u. ſ. w. Grenze als negative Beſtimmung von Etwas iſt daher ſelbſt die poſitive Mitte, worin ſich das unterſchiedene Daſein gegenſeitig berührt, denn das Aufhören des einen ſchlägt in das Anfangen des andern um, welches Anfangen zugleich das Aufhören deſſelben und Anfangen des andern iſt. Wenn man von Franzöſi-

ſchem Boden auf Spaniſchen tritt, ſo ſagt man, daß Frankreich dort aufhöre, Spanien hier anfange, tritt man umgekehrt von Spaniſchem Boden auf Franzöſiſchen, ſo ſagt man von derſelben Erdſcholle, die dort als Anfang Spaniens bezeichnet wurde, daß ſie das Ende Spaniens ſei und, was zuvor als Ende Frankreichs galt, verkehrt ſich zu ſeinem Anfange. In Bezug auf das Etwas ſelbſt iſt aber die Hauptſache, daß es mit ſeiner Beſtimmtheit auch den Anfang ſeines Nichtſeins ſetzt. Worin dies Nichtſein für ſich wieder beſteht, iſt eine weitere Frage. Ueber ſeine Grenze kann daher Etwas nicht hinaus, denn ſein Daſein fällt durch ſeine Beſtimmtheit mit ihr zuſammen. Die Grenze iſt in der Veränderung der entſcheidende Punct, der entſcheidende Moment. Etwas kann zu Etwas Anderm nur innerhalb ſeiner Grenze werden, ſofern dies Andersſein nur eine Veränderung derſelben Qualität iſt. Ein lebendiges Individuum z. B. kann krank werden; ebendeshalb kann es aber auch wieder geſund werden. Krankheit iſt ſelbſt noch Leben. Wenn das Individuum aber ſtirbt, ſo erreicht es ſeine Grenze. Tod nennen wir das Nichtſein des Lebens; der Augenblick des Sterbens iſt deshalb der entſcheidende, in welchem nämlich der Tod als die Grenze des Lebens eintritt, le moment suprême. Der Tod ſelber iſt aber gar nichts Anderes, als das Aufhören des Lebens, weshalb die Epikuräer bekanntlich lehrten, daß wir den Tod nicht zu fürchten hätten, denn wo er ſei, ſeien wir nicht und wo wir ſeien, ſei er nicht.

Die ganze Wiſſenſchaft breitet vor uns das Bild der Grenzen aus, welche ein Daſein durch ſeine Beſtimmtheit an einem andern Daſein hat. In der Natur entſteht die Grenze mit dem Daſein ſelber, im Geiſt wird ſie von ihm als ſeine Geſchichte hervorgebracht. Die Völker trachten darnach, dem Eigenthum, dem Recht und der Sitte durch Achtung vor ihnen als heiligen Grenzen das Daſein zu erhalten. Der Deus Terminus ſpielt nicht blos in der Römiſchen Geſchichte eine ſo wichtige Rolle und die gewaltigen Götter des Griechiſchen Olymps müſſen den Schluß des Schickſals als eine Grenze anerkennen, welche ſie nicht zu verändern vermögen. Die Grenze iſt als ſolche unabänderlich, wenn auch der Punct oder Moment ihres Erſcheinens ſich ver-

ändern kann. Die Schneegrenze z. B. iſt an einen beſtimmten Grad der Temperatur gebunden, ſie erſcheint aber eben deswegen in ihrer verticalen, wie in ihrer horizontalen Ausdehnung als eine ſehr mannigfaltige Curve. Die Verbreitungsbezirke gewiſſer Pflanzen ſind ebenfalls an einen beſtimmten Temperaturgrad gebunden. Aendert ſich aber ein Klima, ſo ändert ſich auch ſeine Vegetationsgrenze. Weil alſo im Begriff der Grenze das Nichtſein an ſich mitgeſetzt iſt, ſo kann ſie auch aufgehoben werden. Wir nennen ſie in dieſem Fall Schranke, impedimentum, limen. Schranke iſt auch Grenze, allein eine aufhebliche, ſofern nämlich das Daſein ſich über die Aufhebung der Grenze hinaus dennoch als ein identiſches zu erhalten vermag. Ohne in der Veränderung ſich zu continuiren, würde es nicht eine bloße Schranke aufgehoben haben. Ob etwas an einer Beſtimmtheit nur eine Schranke oder eine Grenze beſitzt, kommt ſomit auf die urſprüngliche Qualität des Daſeins an, weil durch ſie ſein Verhältniß zu anderm Daſein beſtimmt wird. Im Begriff der Schranke liegt die Relativität und es iſt daher möglich, daß, was zunächſt als Grenze eines Daſeins erſcheint, ſelbſt das Mittel gewährt, ſie zur Schranke herabzuſetzen. Das Meer z. B. trennt Länder von einander; es iſt zunächſt eine Grenze des Völkerverkehrs; allein die Schifffahrt verwandelt dieſelbe in eine bloße Schranke und gerade der uferloſe Ocean wird es, der endlich alle Völker mit einander verbindet. Es iſt auch möglich, daß ein der Qualität nach höheres Daſein an einem andern ſeine Grenze erreicht, das ſcheinbar viel niedriger ſteht, allein eine genauere Unterſuchung wird uns in ſolchem Fall zeigen, daß das vergleichweiſe höhere Daſein unter ſeine Beſchaffenheiten doch diejenige niedere zählt, durch welche es zu Grunde geht. Eine Marmorſtatue kann als Kunſtwerk unendlich hoch ſtehen. Weil Marmor aber ſo beſchaffen iſt, daß er zerbrechen kann, ſo kann ſie zertrümmert werden; gerade ihre Qualität, aus Marmor zu ſein, macht eine ſolche Vernichtung möglich. In der Phänomenologie des Geiſtes hat Hegel geſagt, ſeine Grenze wiſſen heiße, ſich zu opfern wiſſen. Ich opfere Etwas, ſofern ich es für mich nach ſeinem Nichtſein, eben damit für ein Anderes als Daſein ſetze. Ich verbrenne auf dem Altar die fetten Schenkel eines Stieres, der mein Eigenthum war.

Ich genieße ſie nicht ſelbſt. Ich hebe aber ſelbſt ihr Daſein zu einem Daſein für die Götter auf, indem ich ſie in das Feuer werfe, obwohl ich weiß, daß daſſelbe ſie verzehrt. Im emporwallenden Rauch und Duft gebe ich mein Eigenthum den Göttern zum Genuß. Ich opfere mein Leben, wenn ich es mit Bewußtſein der Gefahr des Todes ausſetze, um dadurch eine andere, höhere Qualität meines Daſeins zu erhalten. Der Tod iſt die Grenze meines Lebens, allein ich zögere nicht, in das Nichtſein meines Daſeins überzugehen, wenn die Freiheit meines Volkes oder ein anderer Zweck, der mir mehr gilt als mein Leben und ohne deſſen Realität mein Leben keinen Werth für mich hat, eine ſolche Darangabe deſſelben fordert. Hegel hat in der Logik den Begriff des Sollens mit dem der Schranke zuſammengefaßt. Im Begriff des Sollens macht nun der der Schranke allerdings ein Moment aus, wenn man das Verhältniß des Begriff's zu ſeiner Realiſirung betrachtet. Schranken ſind inſofern da, damit ſie aufgehoben werden ſollen. Als eine aufhebliche Grenze lockt jede Schranke, ſie zu überſchreiten. Allein der beſtimmtere Begriff des Sollens fällt noch nicht in die Kategorie des Seins, ſondern erſt in die Kategorie des Weſens und noch mehr in die des Zweckes, denn ob Etwas auch ſchon den Trieb habe, ſeine Grenzen zu Schranken herabzuſetzen, hängt nicht nur von ſeiner Qualität, ſondern auch von dem Verhältniß ihres Daſeins zu anderm Daſein ab. Unwiſſenheit z. B. iſt eine bloße Schranke des Wiſſens, welche durch Belehrung aufgehoben werden kann. Wenn der Menſch aber nicht zur Erkenntniß ſeiner Unwiſſenheit gelangt, ſo regt ſich in ihm auch nicht der Trieb, ſie durch Belehrung zu tilgen.

Der Begriff der Grenze geht alſo in den der Schranke über, ſobald ein Daſein kraft ſeiner Beſtimmtheit die Möglichkeit beſitzt, ſie für ſich als ein Nichtſein zu ſetzen. Und dies iſt nur möglich, ſofern ein ſolches Daſein das, was die Beſtimmtheit der Grenze ausmacht, in ſeine Qualität ſchon einſchließt. Für das praktiſche Leben wird es daher von äußerſter Wichtigkeit, Grenze und Schranke nicht mit einander zu verwechſeln. Die eine Täuſchung kann ſo wichtig werden als die andere und die eine wie die andere kann eben ſo tragiſche als komiſche Conſequen-

zen haben. Wird die abſolute Grenze nur für eine Schranke genommen, ſo entſteht ein vergebliches Bemühen, ſie aufzuheben. Sie ſpottet aller Arbeit. Ein Menſch hat z. B. an einem Talent eine Grenze ſeines productiven Vermögens; will er aber mehr, als ſein Talent ihm möglich macht, ſo überbietet er ſich; er verkennt die ihm nothwendige Grenze, innerhalb deren er Löbliches hervorbringen könnte. Er forçirt ſich zu falſchen Ueberſchwänglichkeiten und richtet mit ihnen ſein wirkliches Talent zu Grunde. Wird umgekehrt die relative Grenze für die abſolute genommen, ſo entſteht eine nicht nothwendige Beſchränktheit. Aller falſche Conſervativismus in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Politik und Religion verfällt dieſem Irrthum. Ein ſehr großer Theil unſerer theoretiſchen und praktiſchen Bildung beſteht darin, daß wir das, was uns als Grenze erſchien, als eine bloße Schranke erkennen und demgemäß auch behandeln lernen. Wir ſagen vom Kinde, daß ſein Horizont ſich täglich erweitere d. h. daß es täglich in der Enttäuſchung begriffen iſt, ein Daſein für eine Grenze gehalten zu haben, die eine bloße Schranke iſt. Wir müſſen beurtheilen lernen, was für uns und für Andere Grenze oder Schranke iſt. Haben wir erſt die Entdeckung gemacht, daß, was lange Zeit als unüberſteigliche Grenze galt, nur eine Schranke ſei, ſo ſcheint es uns oft kaum glaublich, daß die Täuſchung über dieſen Unterſchied ſo lange möglich geweſen, wie z. B. unſere letzte Periode der Aufklärung ſich immerfort über die Beſchränktheit des Mittelalters verwunderte, ſo viele Jahrhunderte ſo groben Vorurtheilen preisgegeben zu ſein. Aber die Menſchen des Mittelalters waren gerade ſo geſcheut, als die Menſchen der Periode der ſogenannten Aufklärung, weshalb man ſich, als ein genaueres und tiefer dringendes Studium die Unwiſſenheit der Aufklärung über die ſogenannten finſtern Zeiten des barbariſchen Mittelalters aufklärte, wieder nicht genug verwundern konnte, wie hoch eigentlich die Cultur in demſelben ſchon geſtanden habe. Unſere Zeit iſt vornämlich darauf bedacht, die Schranken von Raum und Zeit aufzuheben. Hierin iſt ſie groß. Mit welchen Mühſalen überſchritt ein Hannibal die Alpen und mit welcher Geſchwindigkeit rollt jetzt der mit allem Comfort ausgeſtattete Schnellpoſtwagen die ſchönen breiten Alpen-

ſtraßen dahin! Wenn wir im Gedränge des Lebens zuweilen in verzweifelte Situationen gerathen, ſo beſteht nach der erſten Beſtürzung unſere Ermuthigung zunächſt darin, zu unterſuchen, ob wir einer wirklichen Grenze als einem Letzten oder ob wir einer bloßen Schranke gegenüberſtehen, die wir überwinden können. Wir rufen uns und Andern zu, uns über Vorurtheile, Aberglauben, Angewöhnungen, Irrthümer, Ungunſt der Umſtände zu erheben. Der große Menſch iſt es vorzüglich dadurch, daß er uns von einer Menge von Schranken befreiet, über die wir in unſerer Befangenheit als über vermeintliche Grenzen hinauszugehen nicht gewagt hatten. Jede Grenze, die man *macht*, iſt nur eine Schranke, wie wir uns auch ganz richtig ausdrücken. Wir ſetzen z. B. dem Vordringen einer Peſt durch einen Grenzcordon eine Schranke, denn wir wiſſen ſehr wohl, daß wir eine abſolute Grenze nicht ziehen können. Die Chineſen haben ſchon vor Jahrhunderten ihre Nordweſtgrenze mit einer Mauer befeſtigt, die natürlich nur eine Schranke für die nomadiſchen Reitervölker war und daher oft überſchritten worden iſt. Eine Grenzſperre für den Handel iſt nur eine gemachte Grenze, welche der Schmuggel in den vielfachſten Wendungen mit Liſt und Gewalt täglich zur bloßen Schranke herabſetzt.

Weitere Beſtimmungen beider Begriffe ergeben ſich durch alle folgenden Kategorien. Wir erwähnen nur Eins noch. Der mathematiſche Begriff der ſogenannten *unerreichbar beſtimmten* Grenze iſt eigentlich identiſch mit dem der Theilung in's Unendliche. Wenn ich z. B. von einem beſtimmten Ganzen ein Viertel halbire, dieſe Hälfte wieder halbire, dieſe abermals u. ſ. w., ſo kann ich natürlich nie zu Ende kommen; die an ſich beſtimmte Grenze weicht immer um eine neue Hälfte der Hälfte zurück.

Unendlichkeit.

Schon zu wiederholten Malen mußten wir die Warnung einflechten, bei den ontologiſchen Begriffen nicht ſogleich an theologiſche zu denken, denn obwohl die theologiſchen nicht ohne die ontologiſchen gedacht werden können, ſo iſt es doch erforderlich, dieſe für ſich in ihrer einfachen Selbſtſtändigkeit zu faſſen, wenn man ſie richtig denken und ihnen nicht eine Neuplatoniſche Phy-

ſtognomie geben will, durch welche ſie in eine viel höhere Sphäre gerückt werden, als ihnen unmittelbar zukommt. Die Hegelſche Philoſophie und namentlich die Hegelſche Logik hat genug unter der Mißauffaſſung zu leiden gehabt, ihren Anfang, den Begriff des prädicatloſen Seins, mit dem Einen zu identificiren, welches die Neuplatoniker als das höchſte, über alle Gegenſätze hinausliegende Sein zum Anfang ihrer Syſteme machten. Der Begriff des Unendlichen enthält eine vorzügliche Verlockung zu ſolchen Ueberbietungen, ſobald man vergißt, daß man es in der logiſchen Wiſſenſchaft erſt mit dem Begriff des Unendlichen, nicht mit einem ſpecifiſchen Unendlichen zu thun hat, und Aufſchlüſſe ſucht, welche die Logik gar nicht geben kann. Für uns iſt es der Begriff der Schranke, der den Uebergang zum Begriff des Unendlichen macht. Der erſte Begriff, von dem wir ausgingen, war der des beſtimmungsloſen Seins. Dies iſt an ſich zwar unendlich, aber erſt als Werden geht es actu in die Unendlichkeit über. Was man im reinen Sein Unendlichkeit nennt, iſt nur ſeine Unbeſtimmtheit, mit den Gnoſtikern zu reden, der Abgrund des Leeren, das Schweigen. Das Werden iſt auch Sein, aber auch Nichtſein; es iſt die Unendlichkeit des lebendigen Widerſpruchs. Es iſt, gnoſtiſch zu reden, der Hunger nach Weſen. Im Werden ſetzt ſich das Sein ſchon als Proceß, der im Daſein des Gewordenen den Unterſchied des Seins vom Sein erzeugt. Das Daſein als das in ſich beſtimmte ſteht als ein Etwas dem Etwas als Anderes gegenüber. Etwas und Anderes begrenzen ſich durch einander. Etwas kann aber in ſich zu etwas Anderm werden; es kann ſich kraft ſeiner Beſtimmtheit verändern und es kann auch ein anderes Daſein, das zu ihm in Verhältniß ſteht, in ſich aufheben; es kann die Grenze in eine Schranke verwandeln.

Dies iſt ſchon der Begriff der Unendlichkeit. Endlichkeit erzeugt ſich durch die Unterſcheidung des Daſeins vom Daſein; Unendlichkeit zunächſt durch Aufheben der hierin liegenden Begrenzung. Sie iſt alſo 1) Unbeſchränktheit; 2) Wechſelbeſtimmung zwiſchen dem Endlichen und Endlichen, die, als das negativ Unendliche, den Fortgang in's Endloſe möglich macht; 3) Rückkehr aus der Aufhebung der Grenze in ſich ſelbſt,

ſo daß das Daſein in ſeiner Beſtimmtheit ſich affirmativ auf ſich bezieht. Dieſe wahrhafte Unendlichkeit bringt das Endliche als ein Moment ihres Daſeins hervor, aber nur als ein werdendes, alſo im Entſtehen vergehendes, das in ihrer Einheit als ein lebendiger Unterſchied derſelben exiſtirt.

Unbeſchränktheit iſt die abſtracte Geſtalt des Unendlichen. Sie iſt nicht identiſch mit der Prädicatloſigkeit des anfänglichen Seins, denn ſie exiſtirt an dem ſchon beſtimmten Daſein, aber als die relative Freiheit deſſelben von einer durch ſeine Qualität möglichen Beſtimmtheit. Das Daſein kann ſich in beſtimmter Beziehung beſtimmen; wenn es ſich aber noch nicht beſtimmt hat, ſo iſt es nach dieſer Seite noch ohne Schranke; es iſt unbeſchränkt. Dieſe Abweſenheit der beſtimmten Unterſcheidung, dieſe Schrankenloſigkeit, nämlich für eine mögliche Beſtimmung, iſt alſo nicht das Nichtſein aller Beſtimmung überhaupt, ſondern das Nichtdaſein einer Beſtimmung, durch welche ein Daſein ſich eine Schranke ſetzt, wie ſie aus ſeiner Eigenthümlichkeit möglich wird. Der Flug eines Vogels iſt in ſeinen Richtungen unbeſchränkt, nämlich ſo lange er noch nicht fliegt. Fliegen iſt die Qualität des Vogels, alſo nichts Unbeſtimmtes. Die Richtung des Flugs überhaupt iſt an ſich eine unbeſtimmte. Der Vogel kann nach rechts oder links, nach oben oder unten u. ſ. w. fliegen. Sobald er aber fliegt, hebt ſich dieſe ſchrankenloſe Möglichkeit auf, denn alsdann kann er nur entweder rechts oder links oder nach Oben oder Unten u. ſ. w. fliegen. Das Bewußtſein iſt unbeſchränkt für die Aufnahme neuer Gegenſtände; es liegt in ſeinem Begriff keine Grenze, ſondern es kann in's Unendliche hin ſich Anderes zum Gegenſtande machen. Es iſt an ſich frei von jeder Schranke. Sobald es aber irgend etwas ſich als Object ſetzt, beſchränkt es ſich damit, denn es ſetzt ſich als beſtimmten Unterſchied von ſich, indem es aus ſeiner ſchrankenloſen Möglichkeit ſich auf einen beſtimmten Gegenſtand bezieht. Gerade ſo iſt es mit dem Willen. Gerade ſo iſt es aber auch mit dem Mechaniſchen und Chemiſchen und mit den gewöhnlichſten Lebensverhältniſſen. Der Mangel einer Beſtimmtheit iſt die Möglichkeit, nach dieſer oder jener Seite hin beſtimmt zu werden; eine Unendlichkeit iſt offen, deren

Grenze jedoch ſich in die Eigenthümlichkeit eines Daſeins einſchließt; nur innerhalb derſelben exiſtirt die Unbeſchränktheit. Sie iſt alſo nur relativ. Durch einen Punct können unendlich viele Linien gelegt werden, nämlich nach den verſchiedenſten Richtungen; er iſt unbeſchränkt nur für dieſe Möglichkeit; in derſelben dagegen Richtung kann ihn nur Eine und dieſelbe Linie ſchneiden. Im Praktiſchen liebt der Egoismus den Menſchen, möglichſt viel Rechte unbeſchränkt durch Pflichten zu haben. Der Trägheit wird es unendlich wohl, wenn ſie durch keine Anforderung an eine beſtimmte Thätigkeit unbeſchränkt bleibt. In einer Franzöſiſchen Poſſe, la manie des places, eröffnet ſich eine leidenſchaftliche Concurrenz um vacante Aemter. Es meldet ſich auch Jemand, welcher die Verſicherung gibt, Nichts zu verſtehen, absolument rien. Eben deshalb könnte er Alles werden. Der Miniſter — ein Verrückter, wie ſich hinterher ergibt — macht ihn daher zum intendant des travaux. Ein Amt, bei welchem man Nichts zu thun hat, ohne Beſchränkung ſeinem Belieben leben kann, aber doch, wie ſich verſteht, ein großes Einkommen dafür zieht, gilt dem ſüßen Pöbel für ein unendliches Glück.

In dem Begriff der Unbeſchränktheit liegt aber ſchon der Gegenſatz der Schranke. Die Schranke iſt die poſitive Negation der Unbeſtimmtheit, indefinitas. Sie iſt die Verendlichung, gegen welche jedoch das Daſein die Möglichkeit bleibt, von ihr wieder zu abſtrahiren und zu einer andern Beſtimmung als einer neuen Schranke überzugehen. Die Schrankenloſigkeit hat alſo die Schranke an ſich, aber auch die Schranke die Schrankenloſigkeit. Endlichkeit und Unendlichkeit beſtimmen ſich durcheinander. Das Endliche entſteht und vergeht. Als Daſein iſt es geworden und als geworden hört es nicht auf, zu werden. Es verändert ſich. Veränderung iſt das Aufheben einer Grenze. Wenn aber dieſe Grenze aufgehoben wird, ſo hört damit nicht die Veränderung überhaupt auf. Es entſteht eine andere Grenze. Sie wird abermals aufgehoben. Allein das Werden dauert fort. Die Endlichkeit erneuert ſich in's Endloſe. Dieſe Endloſigkeit iſt auch Unendlichkeit als Fortgang in's Unendliche, als progressus in infinitum. Die Unbeſchränktheit als ſolche iſt

hier ſchon gefallen, denn es wird eine Schranke geſetzt; indem ſie aber ſich aufhebt, erſcheint die Unbeſchränktheit wieder einen Augenblick, jedoch nur, um durch eine neue Beſchränkung zu verſchwinden, die im nächſten Moment daſſelbe Schickſal erfährt. Und ſo geht es fort. Dies Unendliche hat man die ſchlechte Unendlichkeit, auch das infinitum imaginationis genannt. Jener Ausdruck, der von Hegel herſtammt, muß nur nicht ſo genommen werden, als ſollte damit etwas Verächtliches geſagt ſein. Der perennirende Uebergang von Daſein zu Daſein im Werden der Veränderung iſt ein nothwendiger. Wenn das Bewußtſein von Gegenſtand zu Gegenſtand übergeht, ſo iſt für dies Uebergehen keine Grenze; ſo gut als das Bewußtſein in der Richtung unbeſchränkt iſt, von einem Gegenſtand zu einem andern überzugehen, eben ſo wohl iſt es im Uebergehen von Object zu Object in's Unendliche hin unbeſchränkt. Ohne jene Freiheit der Richtung würde es ſo wenig Bewußtſein zu ſein vermögen, als ohne dieſe Unendlichkeit. Die Zahlenreihe iſt nothwendig in's Endloſe hin unendlich; über jede Grenze, welche ſie erreicht, muß ſie hinausgehen; keine Zahl erſchöpft ſie; jede als ein Ende hebt ſich auf und läßt ſchon wieder die nächſtfolgende Zahl hervortreten. Weil dies nothwendig iſt, iſt es nichts Schlechtes. Nur wenn es mit dem wahrhaft Unendlichen verwechſelt oder gar ihm übergeordnet wird, verdient es dieſen Nebenſinn. Es iſt daher von Spinoza das infinitum imaginationis oder das potentia infinitum genannt im Gegenſatz zum infinitum rationis oder dem infinitum actu. Wir werden ihm weiterhin noch oft genug begegnen, weil es in jeder Kategorie von nun ab vorkommen muß. Am Genaueſten kann man es als das Negativunendliche bezeichnen.

Mit dieſer Bezeichnung kann es von dem wahrhaft Unendlichen am Leichteſten unterſchieden werden, wenn man daſſelbe das Affirmativunendliche nennt. Das Unendliche in dieſem Sinn hebt nämlich das negativ Unendliche deshalb in ſich auf, weil es daſſelbe erzeugt und über ſein Daſein als ein endliches von vorn herein übergreift. Das negativ Unendliche iſt ein unendlicher Fortgang von Endlichem zu Endlichem. Das affirmativ Unendliche dagegen beſtimmt ſich ſelbſt als Anfang und

Ende. Es begrenzt ſich ſelbſt, weshalb man ſo oft und mit Recht die gerade Linie als Bild der negativen, die Kreislinie als Bild der affirmativen Unendlichkeit aufgeſtellt hat, weil die gerade in ſich keine Beſtimmung für ihre Grenze beſitzt, alſo in's Endloſe ſich fortſetzen kann, indem jeder erreichte Endpunct wieder über ſich hinausweiſ't, während der Kreis überall in ſich eben ſowohl anfängt, als aufhört und ſeine Grenze auf das Genaueſte ſelbſt beſtimmt. Das wahrhaft Unendliche iſt als Daſein Einheit mit ſich. Nicht nur die Unbeſchränktheit, das ἄπειρον, ſondern auch die Endlichkeit der Begrenzung, das πέρας, nimmt es in ſich als Momente auf und wurde daher von Platon als μίκτον aus dem ἄπειρον und dem πέρας im Philebos entwickelt, eine Auffaſſung, welche Proklos ſeiner ganzen Ontologie zu Grunde legte. Die Unbeſchränktheit nimmt es in ſich auf, denn ſeine Beſtimmtheit bleibt ja die Möglichkeit, irgendwie beſtimmt zu werden. Die Beſtimmtheit ſchließt die Beſtimmbarkeit in ſich ein, ohne ſich ſelbſt damit untreu zu werden. Die Kreislinie z. B. iſt die Möglichkeit, in jedem Punct eine Tangente oder Secante zu ſetzen. Ob dies aber actu der Fall iſt, iſt für ſie als ſolche gleichgültig. Nicht durch dieſe Linien wird ſie, was ſie iſt, vielmehr erſt, wenn ſie iſt, ſind dieſe Linien möglich. Ein omnivores Thier kann vegetabiliſche und animaliſche Nahrung zu ſich nehmen, ſei es in rohem oder gekochtem Zuſtande. Es iſt unbeſchränkt in ſeinen Nahrungsmitteln. Aber nicht das Vegetabiliſche oder Animaliſche der Nahrung bringt das omnivore Thier hervor, ſondern die Allſeitigkeit ſeines Lebens iſt der affirmative Grund, daß es ſowohl Vegetabiliſches als Animaliſches in den Kreis ſeiner Aſſimilation einzugrenzen vermag. — Nicht weniger aber als die Unbeſchränktheit nimmt das wahrhaft Unendliche den Progreß des ſchlecht unendlichen Proceſſes in ſich auf, indem es ſich im Wechſel deſſelben doch in der Gleichheit mit ſich erhält. Die Veränderung, die im Andern immer daſſelbe erzeugt, iſt nur ein Moment im Unendlichen, aber ein Moment, welches nothwendig iſt und zu welchem das Unendliche ſich ſelbſt beſtimmt. Die Erde bewegt ſich in einer geſchloſſenen in ſich unendlichen Ellipſe um die Sonne und mit dieſer um das Centrum des ſideriſchen Univerſums, allein inner-

halb dieſer Bahn erneuet ſie in's Endloſe mit jedem Tage ihre Umwälzung um ſich ſelbſt, die, als ein mechaniſcher Act, in aller Wiederholung in's Unendliche hin die nämliche bleibt. Ein Thier aſſimilirt Nahrung; es erhält ſich dadurch; aber es ſecernirt und excernirt auch die Nahrung; es muß alſo immer von Neuem, ſo lang' es lebt, andere aſſimiliren. Eben ſo iſt der Wechſel von Ein- und Ausathmen, von Schlafen und Wachen u. dgl. ein ſolcher in aller Veränderung tautologiſcher Proceß. Das Bewußtſein iſt Bewußtſein nur, ſofern es ſich zur Gegenſtändlichkeit beſtimmt; ſein Daſein, ein in ſich unendliches, exiſtirt zugleich nur in dem Fortgang von Object zu Object, eine in ſich unendliche Reihe, in der als ſolcher keine Nothwendigkeit der Grenze liegt.

Das affirmative Unendliche iſt daher zwar dem Endlichen entgegengeſetzt, allein nur, ſofern es daſſelbe als ſeine eigene Beſtimmung in ſich ſchließt und ſofern es ſich in ſich irgendwie beſchränken und verändern kann. Das Endliche iſt ihm entgegengeſetzt, weil es eben ſeine Grenze nicht in ſich ſelber hat; nicht weniger aber iſt das Endliche dem Endlichen entgegengeſetzt. Endliches und Unendliches ſind nicht beſondere Gattungen des Daſeins neben einander, wie in dualiſtiſchen Philoſophien gelehrt wird, wenn man das Endliche unter den Titeln des Irdiſchen, Zeitlichen, Vergänglichen, Diesſeitigen, Erſcheinenden dem Himmliſchen, Ewigen, Bleibenden, Jenſeitigen, Weſenhaften gegenüberſtellt. So freigebig wir mit ſolchen Dualismen ſind, ſoviel redneriſchen Glanz wir bei ihrer Contraſtirung zu entfalten pflegen, ſo vollkommen berechtigt dieſe Antitheſe relativ ſein kann, ſo muß man doch nicht überſehen, daß man durch ein Ausſchließen des Endlichen vom Unendlichen dies ſelber verendlichen würde. Wenn umgekehrt das Endliche dem Unendlichen gegenüber ein Beſtehen für ſich zu haben vermöchte, ſo würde es nicht mehr ein Endliches ſein. Sobald man daher in einem beſtimmten Falle eine ſolche Entgegenſtellung analyſirt, ſo deckt ſich die Haltungsloſigkeit derſelben nur zu bald auf, ſetzt das ungebildete Bewußtſein in Verwirrung und läßt das Denken als ſophiſtiſch erſcheinen, weil es den eigenen Zuſammenhang von Begriffen enthält, die man rhetoriſch

ſo weit auseinander geworfen hatte. Man ſetzt z. B. das Irdiſche dem Himmliſchen entgegen. Aber was iſt irdiſch? Iſt die Erde, die man doch wohl für irdiſch ſollte halten können, nicht ein himmliſcher Stern? Iſt der Menſch, den man doch wohl für ein irdiſches Weſen halten darf, da er der Bewohner der Erde iſt, nicht zugleich ein himmliſches Weſen, da er nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen worden? Man ſetzt das Zeitliche dem Ewigen entgegen. Aber was iſt Zeitlich? Verſtehen wir unter zeitlich den continuirlichen Fluß des Werdens, ſo verwirklicht ſich in der Zeit die Ewigkeit, denn wenn auch das Ewige frei von der Zeit iſt, ſo iſt es doch nicht ohne ein Verhältniß zur Zeit zu denken. Von einer tugendhaften Handlung darf man gewiß ſagen, daß ſie der Ewigkeit angehört, aber fällt ſie deswegen als Handlung nicht in die Zeit? Hindert die Zeitlichkeit ihrer irdiſchen Erſcheinung die Ewigkeit ihres Inhalts? Dieſer iſt in ſich, natura sua, unvergänglich, aber der Augenblick, in welchem die That vollbracht wurde, iſt als ein endlicher vergangen und als eine einzelne Handlung ſteht ſie andern Handlungen gegenüber. Einen beſondern Unfug hat man mit der Entgegenſetzung des Jenſeits und Dieſſeits getrieben. Man hat die Hegelſche Philoſophie eine heidniſche Philoſophie des Dieſſeits genannt, weil ſie darauf drang, in der Natur und Geſchichte die Gegenwart der Idee anzuerkennen. Dieſe Forderung macht aber die chriſtliche Religion ausdrücklich, wenn ſie Gott als den Schöpfer proclamirt, der in der Natur ſich offenbart, wenn ſie Gott als den Geiſt verehren lehrt, der in der Geſchichte als die Vorſehung derſelben ſich bezeugt. Es würde gerade eben ſo richtig ſein, die Hegelſche Philoſophie, nämlich nicht die Philoſophie irgend eines Hegelianers, ſondern Hegels ſelber, eine Philoſophie des Jenſeits zu nennen, weil ſie in dem Empiriſchen nur die Vernunft der Idee als die wahrhafte Wirklichkeit anerkennt. Man nehme aus Natur und Geſchichte die Idee fort, ſo nimmt man die eigentliche Natur und Geſchichte ſelber fort. Jenſeitigkeit und Diesſeitigkeit ſind ganz abſtracte Begriffe, die nur in beſtimmter Beziehung einen Sinn haben. So haben wir uns denn gewöhnt, unter dem Jenſeits vorzugsweiſe das Leben des Menſchen nach dem Tode zu verſtehen. Dann ſoll unter einer Philo-

ſophie des Dieſſeits eine ſolche verſtanden werden, welche die Unſterblichkeit der Menſchen leugnet. Als ob nun aber, wenn wir auch unſterblich ſind, deshalb das dem ſogenannten Jenſeits vorangehende Leben im Dieſſeits ein ſchlechtes, nur endliches, verächtliches wäre? Als ob nicht vielmehr die ihm inwohnende Unendlichkeit ſich dadurch manifeſtirte, daß von ihm die Art und Weiſe der Zukunft im Jenſeits abhängig wird?

Wenn alſo das Unendliche in alle Wege die Wahrheit und das Gericht des Endlichen iſt, ſo muß man ſich doch, was Hegel auch ausdrücklich bemerkt hat, vorſehen, von der Einheit des Endlichen und Unendlichen zu ſprechen, denn obwohl damit das Richtige geſagt ſein kann, ſo kehren doch bei dieſem Ausdruck auch alle Schwierigkeiten zurück, die wir ſchon bei ähnlichen Wendungen kennen gelernt haben, z. B. wenn das Werden als die Einheit des Seins und Nichtſeins bezeichnet wird. Einheit kann als eine ruhende genommen werden, indeſſen das Unendliche nur als ein in ſich Thätiges zu denken iſt; auch kann ſie als eine unterſchiedloſe dahin verſtanden werden, daß zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen gar kein Unterſchied ſei, indeſſen das Endliche doch in der That auch als ein Endliches exiſtirt. Wird daher jener Ausdruck der Einheit des Endlichen mit dem Unendlichen weiter zu den Formeln ausgebildet, daß das Unendliche das Endliche oder daß das Endliche das Unendliche ſei; ſo entſteht die Monſtroſität des Pantheismus, ſobald man dem Unendlichen die Bedeutung Gottes, dem Endlichen die Bedeutung der Welt oder des Menſchen oder der einzelneu Dinge unterſchiebt. — Nicht weniger dem Mißverſtande ausgeſetzt iſt der Ausdruck, daß das Unendliche in dem Endlichen ſich realiſire, weil man dabei nur an das poſitive Daſein des Endlichen, nicht zugleich aber daran denken kann, daß das Endliche als ein entſtehendes auch ein vergehendes iſt. Fragen wir nach dem Urſprung des Endlichen, ſo müſſen wir uns antworten, daß es nicht ſich ſelber hervorzubringen vermöge. Das Endliche kann immer nur ein geſetztes Daſein, ein δεύτερον ὄν ſein; als ein geſetztes hebt es ſich aber auch wieder auf. Das Nichtſein in ſeinem Sein kommt als ſein Verſchwinden zum Vorſchein. Dichter und Philoſophen haben daher in den mannigfaltigſten Wen-

dungen die Täuſchung beſchrieben, das Endliche feſthalten zu wollen. Weil es aber durch das Unendliche geſetzt wird, ſo muß allerdings auch dieſe Abkunft ſich in ihm bezeugen. Es iſt kein Abfall vom Unendlichen; ein gnoſtiſcher Terminus, der das Endliche ſofort mit einem gegen das Unendliche revolutionairen Charakter ausſtattet, der zunächſt ihm ganz fremd iſt. Das Endliche als ſolches iſt die Form, in welcher das Unendliche ſelber erſcheint. Wir nennen die einzelnen Naturproducte endlich, weil ſie entſtehen und vergehen. Sind ſie denn aber nur endlich? Iſt die Idee der Natur in ihnen nicht gegenwärtig? Ein Mineral, eine Pflanze, ein Thier — was wären ſie denn, wenn die Unendlichkeit der Idee ſie nicht erfüllte? Wir nennen die Artefacte, die wir hervorbringen, endlich, weil ſie als ein beſchränktes Daſein ebenfalls dem Untergang verfallen. Betrachten wir aber die Zwecke, um derentwillen wir ſie erfinden, ſo zeigen auch ſie einen Zuſammenhang mit dem Unendlichen, der ihnen in ihrer Vergänglichkeit eine höhere Würde ertheilt. Eine Uhr iſt etwas Endliches, ein bloßes Mittel der Zeitmeſſung; aber ſtellt ſie uns nicht das Entſtehen und Vergehen ſelber dar? Iſt ſie nicht, jenes Platoniſche Wort von der Zeit darauf anzuwenden, recht eigentlich das bewegliche Bild der Ewigkeit? Kleidung iſt etwas Endliches. Aber wird ſie nicht zum Mittel der Scham? Unterſcheidet ſich der Menſch nicht auch durch ſie vom Thiere? Wir nennen die einzelnen Acte unſerer theoretiſchen und praktiſchen Intelligenz endlich. Unterſuchen wir jedoch ihren Inhalt, ſo erkennen wir bald, wie ſie nach allen Seiten hin in die Unendlichkeit der Geſchichte verflochten ſind.

Das wahrhaft Unendliche iſt es alſo, durch welches das Endliche ſowohl geſetzt als aufgehoben wird. Eine Zuſammenſetzung von Endlichkeiten, wie groß ſie wäre, würde doch niemals ein affirmativ Unendliches ſein, ſondern dies iſt, was es iſt, immer nur durch die Thätigkeit ſeiner eignen Selbſtbegrenzung. Sie iſt es, die es vom Endlichen unterſcheidet, als welches ſeine Grenze außer ſich in einem Andern hat. Sie iſt es aber auch, an welche man ſich halten muß, um es auch in den unſcheinbaren Geſtalten zu erkennen, in denen es erſcheinen kann. Wenn das Wort der wahrhaften Unendlichkeit aus-

geſprochen wird, ſo iſt das gewöhnliche Bewußtſein nur zu ſehr geneigt, ſich darunter etwas Glänzendes und Erhabenes vorzuſtellen. Gott, das Univerſum, der Sternenhimmel, das Weltmeer, Urwälder, Niagarafälle, Rieſenſtädte, Koloſſalſtatuen, Eroberer, Propheten und ähnliche Vorſtellungen drängen ſich herbei, eine Anſchauung des Unendlichen zu geben. Aber der metaphyſiſche Begriff des affirmativ Unendlichen umfaßt daſſelbe in allen Geſtalten. Seine Qualität iſt nicht an die äußerliche Größe, nicht an die Länge der Dauer, nicht an die Pracht der Erſcheinung gebunden. Wenn die Menſchen den Kreis als ein Bild der wahren Unendlichkeit anerkennen, ſo muß geſagt werden, daß er mehr als ein Bild iſt. Er iſt wirklich in ſich unendlich. Er begrenzt ſich ſelbſt als eine Linie, die überall in ſich Anfang, überall in ſich Ende iſt. Ein Quadrat iſt auch nicht weniger in ſich unendlich, denn es beſtimmt mit jeder ſeiner Linien alle übrigen, mit jedem ſeiner Winkel alle übrigen. So wenig der Kreis aus zwei Halbkreiſen oder vier Viertelkreiſen zuſammengeſetzt iſt, ſo wenig das Quadrat aus zwei Parallelogrammen oder zwei rechtwinklichten oder vier gleichſchenklichten Triangeln. Wenn wir nun ſchon in ſolchen Formen die wirkliche Unendlichkeit vor uns haben, wie ſollten wir ſie in den organiſchen Exiſtenzen oder gar in den Productionen des Geiſtes leugnen? Ein Grashalm, ein kleines Inſect, ein Infuſionsthierchen entbehren ihrer ſo wenig, als ein beſtimmter Gedanke, ein beſtimmter Entſchluß. Spinoza's Ausdruck, das affirmativ Unendliche das infinitum actu zu nennen, iſt daher treffend, denn das Hervorbringen der eigenen Grenze macht den Kern deſſelben aus. Das Endliche iſt nur ein Moment in ſeiner Selbſterzeugung. Die einzelne Seite eines Quadrats als ſolche genommen iſt endlich. Sie findet ihre Grenze an den beiden andern Linien, mit denen ſie im rechten Winkel zuſammenſtößt. Allein als eine gerade Linie überhaupt iſt ſie nicht quadratiſch. Dies wird ſie nur als Moment in einer Figur, deren Begriff die Gleichheit der Seiten und die Gleichheit der Winkel als vier rechter iſt. Durch dieſen Begriff beſtimmt, iſt ſie eine Begrenzung, welche das Quadrat ſich ſelbſt erzeugt.

dungen die Täuſchung beſchrieben, das Endliche feſthalten zu wollen. Weil es aber durch das Unendliche geſetzt wird, ſo muß allerdings auch dieſe Abkunft ſich in ihm bezeugen. Es iſt kein Abfall vom Unendlichen; ein gnoſtiſcher Terminus, der das Endliche ſofort mit einem gegen das Unendliche revolutionairen Charakter ausſtattet, der zunächſt ihm ganz fremd iſt. Das Endliche als ſolches iſt die Form, in welcher das Unendliche ſelber erſcheint. Wir nennen die einzelnen Naturproducte endlich, weil ſie entſtehen und vergehen. Sind ſie denn aber nur endlich? Iſt die Idee der Natur in ihnen nicht gegenwärtig? Ein Mineral, eine Pflanze, ein Thier — was wären ſie denn, wenn die Unendlichkeit der Idee ſie nicht erfüllte? Wir nennen die Artefacte, die wir hervorbringen, endlich, weil ſie als ein beſchränktes Daſein ebenfalls dem Untergang verfallen. Betrachten wir aber die Zwecke, um derentwillen wir ſie erfinden, ſo zeigen auch ſie einen Zuſammenhang mit dem Unendlichen, der ihnen in ihrer Vergänglichkeit eine höhere Würde ertheilt. Eine Uhr iſt etwas Endliches, ein bloßes Mittel der Zeitmeſſung; aber ſtellt ſie uns nicht das Entſtehen und Vergehen ſelber dar? Iſt ſie nicht, jenes Platoniſche Wort von der Zeit darauf anzuwenden, recht eigentlich das bewegliche Bild der Ewigkeit? Kleidung iſt etwas Endliches. Aber wird ſie nicht zum Mittel der Scham? Unterſcheidet ſich der Menſch nicht auch durch ſie vom Thiere? Wir nennen die einzelnen Acte unſerer theoretiſchen und praktiſchen Intelligenz endlich. Unterſuchen wir jedoch ihren Inhalt, ſo erkennen wir bald, wie ſie nach allen Seiten hin in die Unendlichkeit der Geſchichte verflochten ſind.

Das wahrhaft Unendliche iſt es alſo, durch welches das Endliche ſowohl geſetzt als aufgehoben wird. Eine Zuſammenſetzung von Endlichkeiten, wie groß ſie wäre, würde doch niemals ein affirmativ Unendliches ſein, ſondern dies iſt, was es iſt, immer nur durch die Thätigkeit ſeiner eignen Selbſtbegrenzung. Sie iſt es, die es vom Endlichen unterſcheidet, als welches ſeine Grenze außer ſich in einem Andern hat. Sie iſt es aber auch, an welche man ſich halten muß, um es auch in den unſcheinbaren Geſtalten zu erkennen, in denen es erſcheinen kann. Wenn das Wort der wahrhaften Unendlichkeit aus-

geſprochen wird, ſo iſt das gewöhnliche Bewußtſein nur zu ſehr geneigt, ſich darunter etwas Glänzendes und Erhabenes vorzuſtellen. Gott, das Univerſum, der Sternenhimmel, das Weltmeer, Urwälder, Niagarafälle, Rieſenſtädte, Koloſſalſtatuen, Eroberer, Propheten und ähnliche Vorſtellungen drängen ſich herbei, eine Anſchauung des Unendlichen zu geben. Aber der metaphyſiſche Begriff des affirmativ Unendlichen umfaßt daſſelbe in allen Geſtalten. Seine Qualität iſt nicht an die äußerliche Größe, nicht an die Länge der Dauer, nicht an die Pracht der Erſcheinung gebunden. Wenn die Menſchen den Kreis als ein Bild der wahren Unendlichkeit anerkennen, ſo muß geſagt werden, daß er mehr als ein Bild iſt. Er iſt wirklich in ſich unendlich. Er begrenzt ſich ſelbſt als eine Linie, die überall in ſich Anfang, überall in ſich Ende iſt. Ein Quadrat iſt auch nicht weniger in ſich unendlich, denn es beſtimmt mit jeder ſeiner Linien alle übrigen, mit jedem ſeiner Winkel alle übrigen. So wenig der Kreis aus zwei Halbkreiſen oder vier Viertelkreiſen zuſammengeſetzt iſt, ſo wenig das Quadrat aus zwei Parallelogrammen oder zwei rechtwinklichten oder vier gleichſchenklichten Triangeln. Wenn wir nun ſchon in ſolchen Formen die wirkliche Unendlichkeit vor uns haben, wie ſollten wir ſie in den organiſchen Exiſtenzen oder gar in den Productionen des Geiſtes leugnen? Ein Grashalm, ein kleines Inſect, ein Infuſionsthierchen entbehren ihrer ſo wenig, als ein beſtimmter Gedanke, ein beſtimmter Entſchluß. Spinoza's Ausdruck, das affirmativ Unendliche das infinitum actu zu nennen, iſt daher treffend, denn das Hervorbringen der eigenen Grenze macht den Kern deſſelben aus. Das Endliche iſt nur ein Moment in ſeiner Selbſterzeugung. Die einzelne Seite eines Quadrats als ſolche genommen iſt endlich. Sie findet ihre Grenze an den beiden andern Linien, mit denen ſie im rechten Winkel zuſammenſtößt. Allein als eine gerade Linie überhaupt iſt ſie nicht quadratiſch. Dies wird ſie nur als Moment in einer Figur, deren Begriff die Gleichheit der Seiten und die Gleichheit der Winkel als vier rechter iſt. Durch dieſen Begriff beſtimmt, iſt ſie eine Begrenzung, welche das Quadrat ſich ſelbſt erzeugt.